

Arnbach 2012

„Wege nach Draußen“ im Rückblick

Da ich in meinen beiden großen Analysen¹ und Aufrufen aus den Achtzigerjahren mit Leidenschaft zu einem Aufbruch aus der städtischen Industriegesellschaft nach „Draußen“ aufgerufen habe und selber aufgebrochen bin, fühle ich mich nach über 20 Jahren irgendwie Rechenschaft pflichtig was aus diesem Weg geworden ist.

Wo sind wir selbst „Draußen“ angekommen? Was hat sich bewahrheitet, was ist widerlegt? Wohin ging die gesellschaftliche, wohin die betriebswirtschaftliche Entwicklung?

Die Antworten bin ich noch schuldig und will sie im Folgenden versuchen.

Kern meiner damaligen Untersuchungen waren folgende Thesen:

1. Menschen die in Massenfertigungsstrukturen arbeiten, sei es in Industrie, Handel oder Dienstleistung, *verlieren den Bezug* zu ihren stofflichen und gesellschaftlichen Grundlagen. Diese Entwicklung nimmt weltweit zu und sie verhindert die angemessene Bewältigung der Krisen in Umwelt und Gesellschaft.
2. Die Krisen in Umwelt und Gesellschaft haben eine *apokalyptische Dimension*. Die Massenfertigungsstrukturen in Produktion, Handel und Dienstleistung untergraben die Grundlagen des gesamten menschlichen Lebens.
3. Nicht nur die Kapitaleigner, sondern auch die Lohnabhängigen selbst haben *ökonomische Interessen* am Fortschritt dieser destruktiven Massenfertigungsstrukturen, so dass die marxistische Erwartung in ihr befreiendes Potential in keiner Weise zutrifft. Die Bewältigung der „apokalyptischen“ Krisen kann also nur von einem Erfahrungsbereich außerhalb der Industriewelt erfolgen.
4. Der *Erfahrungsbereich außerhalb der Industriewelt* ist nicht einfach ein Freizeitbereich oder ein freiberufliches Arbeiten oder ein klösterliches Leben in der Wildnis. Es geht um einen Lebensbereich der die bewusste Öffnung für „Erfahrungen der Grenzen unsres Seins“ erlaubt.

Es sind also zunächst zwei Fragen von mir zu beantworten:

- I. Was wurde aus den erwarteten betriebswirtschaftlichen und gesellschaftlichen Fehlentwicklungen?
- II. Was wurde aus dem persönlichen „Auszug aus Ägypten“, dem Weg nach „Draußen“?

¹ [Vortrag](#) Januar 1984 zur Ausstellung an den Staatlichen Kunsthallen, Berlin

[Vortrag](#) Pfingsten 1985 beim Kögenger Bund in der ev. Akademie Bad Boll

I.

Wohin ging die gesamtgesellschaftliche, wohin die betriebswirtschaftliche Entwicklung?

„... an denen unsre Welt heute zu Grunde geht“ schrieb ich 1984: es droht eine Apokalypse.

Hintergrund damals waren die verheerenden Havarien in der Chemieindustrie (Seweso, Bophal, Basel) und in der Nutzung der Kernenergie (Harrisburg, Tschernobyl), auch das plötzliche Waldsterben in unsrem Land und in unsre Umgebung.

Mittlerweile haben sich ähnliche, ja noch schlimmere Katastrophen ereignet (Fukushima). Aber gleichzeitig hat sich etwas Gegenläufiges entwickelt, von dem man damals nicht zu träumen wagte: die Menschen und selbst ihre Politiker sind aufgewacht. Ökologie ist nicht mehr Thema einer schwarz seherischen Minderheit, sondern fast schon Mainstream und Ausgangspunkt für die Entwicklung ganz neuer Wirtschaftszweige weltweit.

Umweltpolitik wird international verhandelt und, - wenn auch erst unzureichend, - angepackt.

Die große „Energiewende“ wurde beschlossen und wird umgesetzt, - einst undenkbar.

Im Alltag spielen Recycling, Biolandwirtschaft und Biomärkte längst eine anerkannte Rolle.

Selbst die kleine „[Stunde der Besinnung](#)“, zu der ich damals aufrief, ist zu einer weltweiten Bewegung, der „[Earth Hour](#)“-[Bewegung](#) geworden, - nicht weil ich dazu aufrief, sondern weil diese Idee aus der Tschernobyl-Zeit offensichtlich eine virulente Idee der Menschheit gewesen ist.

Wir haben damals in den Achtzigern nicht geschwafelt, wir haben gelitten und aufgeschrien. Wir sahen nur das Kreuz und nicht die Auferstehung. Wir sahen den Winter kommen und haben nicht mehr an den folgenden Frühling geglaubt.

Die Apokalypse hat nicht stattgefunden.

Denn: Menschen sind nicht Rädchen in einem mörderischen Getriebe, sondern fähig zu Entscheidungen, zum Richtungswechsel.

Was geschah in den Betrieben?

Gab es „... keinen Hauch von Bereitschaft zu einer solchen Abrüstungspolitik (zu mittleren Technologien)“?

Die flexiblen Fertigungssysteme, die „fraktalen“ Betriebsstrukturen, wurden zwar nicht durch die Beschäftigten in der Industrie und ihren Interessenvertretern durchgesetzt, wohl aber von den Betrieben selbst, dort wo es die Märkte und zum Teil auch die Betriebsabläufe erforderten, und das war in großem Umfang in Groß- und Mittelbetrieben der Fall.

Die Betriebe wurden intern dezentralisiert und die Arbeitenden als mündige Produzenten in Planung und Erfolgsrealisierung eingebunden (fraktale Strukturen). Und die CNC-Bearbeitungszentren sowie die Gruppenmontage als flexible, Produkt offene Fertigungseinrichtungen haben sich ebenfalls rasch ausgebreitet.

Diese „Abrüstungspolitik“, wie ich sie nannte, die Abkehr vom alten Fließband und den alten Transferstraßen und die damit verbundene virtuelle Verhandwerklichung der Industriearbeit, waren nie vollständig und wurden immer wieder korrigiert, aber sie fanden in einem Ausmaß statt, die damals in den Achtzigerjahren nicht vorstellbar waren.

Kehrseite war die massive Erhöhung der Anforderungen an die Qualifikation der Beschäftigten und damit die radikale Zurückdrängung der Hilfsarbeiten für Ungerlerte, bzw. deren Verlagerung in Niedriglohnländer. Auch die IT-Entwicklung hat eine wesentliche Rolle gespielt, wie auch die Mechanisierung der Montagearbeiten, die eine drastische Verringerung von Fehlertoleranzen erzwang. Beides erforderte in ganz neuem Maße mitdenkende höher qualifizierte Mitarbeiter, die dann auch in anderen Belangen des Betriebes auf Mitsprache pochten.

Also auch hier Weiterentwicklung und nicht die große Apokalypse.

Die Kritik an den alten Fertigungsstrukturen war richtig, aber die Erwartung ihrer Unveränderlichkeit war falsch. Auch hier galt: Menschen sind nicht Rädchen in einem mörderischen Getriebe, sondern fähig zu Entscheidungen, zum Richtungswechsel.

II.

Wo sind wir persönlich gelandet seit wir nach „Draußen“ aufbrachen?

Wir sind in ein Dorf am Rande der Stadt gezogen, haben dort ein altes Haus mit Ställen, Scheuer, Garten und Acker erworben. Wir haben Kartoffeln, Gemüse und Obst angebaut, halten Hühner und eine kleine Herde von Schafen, bisweilen auch Kaninchen. Wir heizen mit Holz, das wir bisher Jahr für Jahr im Walde selbst geschlagen haben und unsre Haushaltsarbeiten sind nur eingeschränkt mechanisiert und vorgefertigt, und erst seit wir alt geworden sind nutzen wir ein Auto. Wohnungsreparaturen und Bauarbeiten haben wir überwiegend selbst geplant und ausgeführt. Durch Haus und Hof hatten wir für all das die nötige Infrastruktur,

zusätzlich das notwendige finanzielle Rückgrat durch eine Arbeitsstelle außerhalb der Großindustrie.

„Draußen“?

Näher bei Gott und der Natur?

Zelle für eine fortschrittliche Veränderung der Gesellschaft?

Was hat sich auf unsren Wegen davon bewahrheitet, was wurde widerlegt?

Konnten wir uns aus der Abhängigkeit der Stadt befreien?

Das urbanisierte Dorf.

Unser Haus ist über hundert Jahre alt und steht am Rande des alten Ortskerns.

Längst ist dieser Ortskern umgeben von Neubaugebieten auf ehemaligen Obst und Wiesengrundstücken wo nun viele „Zugezogene“ wohnen die in den Städten der Umgebung zur Arbeit gehen. Der Ort selbst wurde im Rahmen der Gemeindereform einer Kleinstadt zugeschlagen und hat noch in der Zeit unsres Hierseins bis auf eine Bäckerei alle seine Läden verloren. An ihrer Stelle entstanden in einem Gewerbegebiet am Dorfrand große städtische Supermärkte.

Schon als wir hergezogen sind, gab es keine selbstständigen Landwirt mehr. Ackerbau, Viehhaltung und Landschaftspflege werden in der großen Fläche durch hoch mechanisierte, oft Orts fremde Betriebe erledigt. Die kleineren zerstreuten Äcker und Obstwiesen werden von ihren Besitzern mit Rasenmähern gepflegt und in erster Linie eifersüchtig als geerbtes Vermögen gehalten. Kaum jemand kultiviert noch Hackfrüchte, Gemüse oder Getreide. Der Ertrag der Streuobstwiesen verrottet häufig ungeerntet. Schafe werden gerne bestaunt, aber schon Hühner stoßen des Lärmens wegen eher auf Ablehnung und Großvieh wird nur am Ortsrand geduldet. Selbst die Alteingesessenen pochen auf städtische Sauberkeit und Straßenbeleuchtung, obwohl diese Straßen von Kindern und von Fußgängern kaum noch benutzt werden. Die Menschen haben sich zurückgezogen in stolz modernisierte Häuser. Nicht mehr dörfliche Arbeiten verbinden sie untereinander, allenfalls die leider immer mehr auf Einnahmen orientierten Vereine. Unser Dorf ist Vorort der Stadt geworden und die Bewohner sind stolz darauf in guter Luft und Ruhe als Städter leben zu können.

Das ist konkret das „Draußen“ in dem wir gelandet sind.

Die Abhängigkeit von der Stadt ist geblieben.

Konnten wir wenigstens Zukunft fähige naturnahe Lebensweisen entwickeln?

Woran sollten wir uns dabei orientieren? In meinen Untersuchungen zur Industriearbeit stellte ich der dortigen Massenfertigung die handwerkliche Arbeit als Maßstab Menschen gemäßer Arbeit gegenüber. Entsprechend orientierten wir uns hier vorsichtig an den vergangenen Arbeitsweisen landwirtschaftlicher Tätigkeiten. Wir praktizieren im Grunde mit enormem Kraft- und Zeitaufwand, - und doch immer ohne Überschussgewinn, - die Landwirtschaft der frühen Fünfzigerjahre des letzten Jahrhunderts, mit viel Handarbeit und den Geräten und Maschinen von damals. Die Alteingesessenen verfolgten dies mit erinnerungsschwerem Respekt und gaben Tipps. Unsre städtischen Freunde bewunderten die Idylle unsres Anwesens wie ein Museumsdorf. Aber kann ein „Museumsanwesen“ Zukunftweisend sein? Die alte Landwirtschaft war abhängig von einer überkommenen dörflichen Infrastruktur, mit gegenseitiger Hilfe aus dem Kreise der Verwandtschaft und der Nachbarschaft, mit geerbtem Grund und Boden und überkommenen Betriebseinrichtungen und Gebäuden und eventuell mit Nutz- und Arbeitstieren. Das alles fehlt uns. Wir mussten alles kaufen auf Kredit: Haus und Ställe, Garten und Acker, Geräte und Maschinen, unsre Tiere, ihr Futter, das Saatgut. So war nicht daran zu denken, vom Ertrag die Familie zu ernähren.

Das hatte Folgen in zweifacher Hinsicht: Erstens brauchten wir Maschinen und ihren Treibstoff, - im Wald z.B. die Motorsäge, in Wiesen und Äckern den alten Traktor als Transport- und Antriebsmaschine. Zweitens brauchten wir allein schon für diese Anschaffungen Lohn und Gehalt aus externer Arbeit in der Stadt.

Wir lebten also einerseits wie Rand-Städter, praktizierten andererseits alte Landwirtschaft in unsrer Freizeit, und heutzutage ganztägig subventioniert als Rentner. Ein Mehrheit fähiger Ausweg zu naturhafter Erdhaftung „Draußen“ war und ist das nicht.

Konnte ich der Welt der Massenfertigung entrinnen?

Aus der weiter bestehenden Abhängigkeit von externer Arbeit folgte, dass mein Arbeitsplatz in der Großindustrie nur verlassen werden konnte, wenn eine abhängige Beschäftigung in einem anderen, am Rande der Stadt gelegenen Betrieb möglich wurde. Es erwies sich dabei als äußerst schwierig den städtischen Großbetrieb in Richtung ländlichem Raum zu verlassen. Qualifikation und Lohngefälle standen dem im Wege. Erst als Arbeitsämter Externe mit Berufserfahrung für die Vermittlung Arbeitsloser suchten, bekam ich überraschend eine Chance. Ich konnte meinen industriellen Großbetrieb verlassen, allerdings nur unter den Bedingungen einer Arbeit in einem anderen Großbetrieb, nämlich der Arbeitsverwaltung. Längst war dort eine derart große Zahl von arbeitslosen Ratsuchenden zu bewältigen, dass Methoden der Massenfertigung übernommen werden mussten. Die Beratungsvorgänge wurden informationstechnisch mechanisiert und die Beratungsarbeit über Vorgabewerte gesteuert. Aus der Massenfertigung kam ich also sozusagen in die Massenabfertigung. Auch hier erreichte ich nicht das „Draußen“ von dem wir geträumt hatten.

Haben wir eine erneuernde Gemeinschaftsbildung erreicht?

Dass nur von außerhalb der Sphären, Produktion und Konsum in der Industriegesellschaft, eine notwendige Umkehr eingeleitet und getragen werden kann, war der Inhalt dessen, was ich als „Wege nach Draußen“ bezeichnet habe.

Vage Vorbilder waren in jenen Siebziger- und Achtzigerjahren vor allem die in den USA und in Großbritannien gegründeten Selbstversorger-Kommunen, z.B. die „Farm“ von Gaskin oder das „Lama“-Zentrum, durchaus auch die Klöster des Mittelalters. Konnten wir so etwas hier in unsrem Dorf erreichen und konnten wir Freunde zum Mitmachen bewegen?

Nein. Die Lebenswege von Freunden und Gleichgesinnten erwiesen sich als zu verschieden und voneinander isoliert, als dass sie in einer Lebensgemeinschaft an einem gemeinsamen Ort zusammen gebunden werden konnten.

Konnten wir hier am Rande der Stadt Sympathisanten für so eine Gemeinschaft gewinnen?

Nein. Landwirtschaft und Großfamilien gelten hier als etwas glücklicherweise Überwundenes. Der Gedanke an Selbstversorgung erscheint skurril und Gemeinschaften außerhalb des Kirchen- und Vereinslebens sind verdächtig. Hier läuft sozusagen alles in die Gegenrichtung. Es gab keinen Rahmen und keine Anreize bei uns mit zu machen.

Konnten wir wenigstens als Familie einen solchen Weg beschreiten?

Wir gingen ihn, so lange die Kinder klein waren. Als die Schulzeit sie immer mehr einband in den kulturell andersartigen Mainstream der Kirchen, der Vereine, der Medien, da wurde das immer schwieriger und es stellte sich unerbittlich die Frage: War es überhaupt richtig so einen Weg anzustreben? Führte der nicht in eine starre Isolierung von der Gesellschaft um uns her? Verhinderte das nicht die Integration und Selbstständigkeit unsrer Kinder? Und hieß eine Flucht aus der Welt nicht auch Flucht aus der Mitverantwortung für die Welt, obwohl wir ja ihre gesellschaftlich organisierte Versorgung nutzten?

Die „Bundeslade“ unsres Glaubens bekam schließlich keinen salomonischen Tempel, kein Kloster, keine Hutterer-Gemeinschaft. Sie blieb einfach im Freien stehen zwischen den harten Arbeiten in Haus, Garten, Acker, Wiese, Wald. Auch wir selbst blieben im Freien stehen, ohne Schutzwände vertrauter Rituale und Glaubensgemeinschaften. Und Wind und Wetter haben uns dabei zerzaust.

Unser Leben ist kein Zukunft weisendes Muster für das Leben anderer in unsrem Land geworden. Mit welchem Recht hatten wir das erwartet? Wir sind unsrem Ideal gefolgt, fühlten uns gerufen und geführt, wie es in meinem [Haussegen](#) ausgesprochen wird. Muss nicht jeder so seinem eigenen Ideal und Rufe folgen, herausfinden was der ihm eigene Weg sein soll und dann auch zu ihm stehen?

Wir brauchen keine Sekten gleicher Lebensweise. Milliarden von Menschen weben am Gewand des Lebens. Ein jeder schlägt seinen eigenen feinen Faden in dieses Gewebe und gestaltet seine Muster. Das ist genug. Wir können, wir wollen es nicht mehr anders.

Nachtrag 19.02.15

Fehlerhaftigkeit eines Vorhabens oder Fehlerhaftigkeit einer Idee?

Im oben Dargestellten habe ich zusammengetragen, welche Entwicklungen und Vorhaben nicht in der erwarteten Weise Wirklichkeit wurden. Muss ich mich aber dann nicht auch der Frage stellen, ob dies nur an äußerlichen Gegebenheiten lag, oder ob ihre Herleitung und ihre Grundidee selbst überdacht werden müssen?

Meinen Aufrufen von 1984/85 lagen nämlich Überzeugungen zu Grunde, die zu tiefst philosophisch bzw. religiös waren.

Ich sprach ja von einem *Erfahrungsbereich außerhalb der Industriewelt* und meinte damit nicht einfach einen Freizeitbereich oder ein freiberufliches Arbeiten oder ein klösterliches Leben in der Wildnis. Ich sprach von einem Lebensbereich der die bewusste Öffnung für „Erfahrungen der Grenzen unsres Seins“ erlaubt.

Dieser Gedanke der „Grenzen unsres Seins“ wurde nicht aus den dargestellten Produktionszusammenhängen hergeleitet, sondern letztlich aus einer im Kern religiösen Erfahrung des Einsseins von Ich und Welt, die in der heutigen Industriegesellschaft immer stärker beeinträchtigt wird.

Was war damit gemeint?

Es gehört wesentlich zum Menschsein, die eigene Person nicht nur als selbst verständliches Zentrum aller Erfahrungen und Handlungen des Alltags zu erkennen, - diese Eigenschaft ist auch im Tierreich gegeben, - sondern darüber hinaus sich als Ich in einer radikalen Gegenüberstellung zur Welt, als einmalige, zeitlose, frei handlungsfähige Realität wahr zu nehmen. Dieses „aus sich heraus sehende“ Ich besitzt für jeden von uns einen zwingenden Wahrheitswert. In seiner Herausgehobenheit aus der Welt ist es Grundlage der Freiheit, Handlungsverantwortung und Würde eines jeden von uns.

Die darin aufleuchtenden Kategorien „Einmaligkeit“, „Ewigkeit“, „Allmacht“, finden sich allerdings nirgends in den alltäglichen Welterfahrungen wieder, widersprechen diesen, so dass jeder Mensch mit einer zwiegespaltenen Realität zu leben hat. Wo er überwältigt ist von den Einwirkungen und Aufgaben des täglichen Lebens, erinnert nur seine Annahme von Handlungsfreiheit an das Wissen um sein herausgehobenes Ich. Wo er unabgelenkt alleine ist oder gar an die Möglichkeiten des eigenen Todes denkt, da steht er in der Alleinsamkeit seines Ich, als gehöre er gar nicht zur Welt.

Nun aber gilt:

- wenn die Alleinsamkeit meines Ichbewusstseins ebenso wahr ist wie meine Zugehörigkeit zur Vielseitigkeit der Welt um mich her,
- und wenn die Freiheit meines Ichbewusstseins ebenso wahr ist wie die Bedingtheit meiner Person durch die Welt,

- und wenn die Zeitlosigkeit meines Ichbewusstseins ebenso wahr ist wie die Zeitlichkeit, das Werden und Vergehen meiner Person und meiner Welt,

dann kann das beide Bewusstseinsbereiche Vereinende nur unfassbar außerhalb beider liegen.

Und es gibt bisweilen Momente, wo dem Menschen wie in einer tief berührenden [Offenbarung](#) diese unvorstellbare Einheit hinter den Gestalten und Gegensätzen unseres Selbstbewusstseins erahnt wird als eine transzendente Wirklichkeit.

Die kritische Auseinandersetzung mit den grundlegend veränderten Erfahrungsmöglichkeiten des Menschen in den Massenfertigungsstrukturen unserer Industriearbeit führten mich zu dem Schluss, dass unsere Menschenwelt primär gefährdet ist nicht durch äußerlicher Katastrophen, sondern durch den verlorenen Zugangs zu dieser letztlich religiösen Erfahrung. Das Ichbewusstsein des Menschen wird in unserer Industriegesellschaft haltlos, - so willkürlich, wie verloren.

Ich kam zu dem Schluss: Wir müssen wieder zu einer Lebens- und Arbeitsweise finden, die uns die geheimnisvolle Einheit „Draußen“, jenseits von Ich und Welt, zugänglich hält.

„Draußen“ wurde dann analog ein Synonym

- für die Unmittelbarkeit von Lebensbezügen außerhalb der städtischen Fertigkeiten,
- für die Unmittelbarkeit von Arbeit außerhalb entfremdeter Produktions- und Wirtschaftsweisen,
- für die Unmittelbarkeit eines Gemeinschaftslebens außerhalb der konsumorientierten Gesellschaft Einzelner.

Dem religiösen Geheimnis, sollte ein Leben entsprechen, das mich, unmittelbarer als es in Stadt und industrieller Arbeit möglich ist, einbindet in die Abhängigkeiten der Welt, um so die verborgene, transzendente Identität von Ich und Welt zu bestärken.

Also: raus aus der Stadt, wenigstens aufbrechen an ihre ländlichen Randgebiete, aufbrechen zu einem „Auszug aus Ägypten“. Dieser Weg nach „Draußen“ sollte zugleich Auswege eröffnen für die gesellschaftlichen und ökologischen Irrwege der heutigen Menschheit.

Das war der religiöse Hintergrund meiner „Aufrufe“ der Achtzigerjahre. Es sollten übrigens Aufrufe zum Mitmachen sein.

Was daraus wurde, habe ich oben beschrieben.

Das zwingt zur Frage: Wenn schon keine klösterlichen Regeln und Riten zur Stütze der Glaubenserfahrungen verwirklicht werden konnten oder sollten, hat sich dann wenigstens die Erwartung erfüllt, dass die landwirtschaftliche und handwerkliche Eigenproduktion mir die Welt deutlicher erfahrbar macht als ein lebendig mit mir Verbundenes?

Die Frage muss ich verneinen. Der Analogieschluss vom „Draußen“ als transzendenter Einheit, hinter Ich und Welt, zum „Draußen“ als dem Jenseits von Stadt und Industrie erwies sich als falsch.

Mein handelnder Bezug zur Welt verändert zwar laufend Struktur und Inhalt meines Selbstbewusstseins, berührt aber nicht die Nahtstelle zum Religiösen im Inneren meines Ichs. Mein handelnder Bezug zur Welt vertiefte meine Fähigkeit, virtuelle von empirisch begründeten Gestalten meines Selbstbewusstseins zu unterscheiden und dadurch eine nüchterne Distanz zu bestärken gegenüber esoterischen, gesundheitlichen oder gesellschaftlichen Heilslehren, auch kirchlichen Gruppenritualen und den anderen, den audiovisuellen Inszenierungen unserer Zeit (TV, Internet, Film,...), - alles virtuellen Gestalten. Aber die Ahnung von der transzendenten Einheit, jenseits meines Bewusstseins von Ich und Welt, lies sich dadurch nicht vertiefen, wurde nicht greifbarer.

Das EINE kann nicht „greifbar“ sein, das beweist auch die Lebenserfahrung aus den letzten Jahrzehnten meines „Weges nach Draußen“, gibt ihrem „nüchternen“ Ergebnis Sinn.